

Trost

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **181 (1902)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Drum wär' es von mir eben so ungerecht als undankbar —."

„Still!“ unterbrach die Mutter — „der Altstatthalter — steht draußen vor der Thür!“

Der Altstatthalter und seine dicke, stolze Ehehälfte waren gekommen, Namens ihres Sohnes um die Hand Zilis zu bitten.

Und eine feierliche, freundige Hochzeit setzte es ab, davon die Leute noch erzählten mehrere Wochen lang.

Unter den Geladenen zählte auch das Ehepaar aus der Teuffenbachmühle, war aber nicht erschienen. Denn der Mann hatte sich aus Aerger eine schwere Herzkrankheit zugezogen, von welcher er kaum mehr genesen wird.

Selbst als junge Frau hörte man des Webers Zili noch oftmals ausrufen — das geschah jedesmal, wenn ihr von ihrem geliebten Dolf ein Kuß geraubt wurde, auch klang es nunmehr ganz anders, so zärtlich und herzgnädlich:

„O Du Gauch!“

J. J.

T r o s t.

Magdalena ward Wittve ganz unversehens, das kam so: Hansle, seit dreißig Jahren ihr Gatte, ging am Morgen auf's Wuhr, an die Arbeit, mit ihm Klaus, der Nachbar. Durchfroren und „gstabet“, denn es war frisch und Hansle schon in den Sechzigern, glitschte er von einem überheizten Brett in den Rhein. Klaus, nicht ganz nahe, eilte zu, schrie, jammerte, was half's, Hansle sank und kam nicht wieder, das Wasser ging hoch und rasch. Was wollte jener nachspringen und auch noch ertrinken, er verabscheute grundsätzlich den Selbstmord, pfui! und des Schwimmens waren alle beide so kundig, als wie ein Wehstein.

Flußabwärts, nicht weit, schöpften einige Männer Sand, hörten den Lärm und trachteten Hansle zu erwischen. Es gelang; aber zu spät, er war todt.

In ehrfürchtiger Scheu umstanden die Leute, selbst durchnäht und schlatternd, den triefenden Körper des Leblosen. Sie wußten aus Erfahrung, hier war ärztliche Hülfe unnütz. Alsdann brach Sepp, ein alter verwetterter Fischer, das Schweigen: „Nun Hansle dieses lähe Ende geseht war, müssen wir wiederum Gott danken“, sagte er. „Wer weiß, was seiner noch gewartet auf dieser unebenen Erde, wenn nichts Schreckliches, so doch Armuth und Alter, und das ist bei Gott genug um jeden glücklich zu preisen, der's überstanden hat.“ Alle nickten dem Sprecher zu, denn Sepp kannte das Leben schon lange und die Armuth dazu.

Auch die Frage, wer dem Weibe die Unglücksbotschaft zu bringen hätte, fand keinen ersten Widerspruch. Sepp deutete erklärter Weise auf Klaus. Das überließe ich gern einem Andern, sprach der Erwählte, wandte sich jedoch unverzüglich mit großen Schritten feldeinwärts dem Dörflein zu. Inzwischen betteten die „Sandschöpfer“ den Todten auf eine „Benne“ und fuhren mit ihrem alten Gaul im Trauerfracht-Tempo den Damm hinab, die Auen quer, als Klaus längst außer

Gesicht war; der, wo auf den Stoppeläckern ein Mensch „errufbar“, ließ er ihn das Schreckniß wissen, daß er selbst darob ganz der Ansprache vergaß, die er auf dem Weg fertig zu dreheln und an Magdalena zu halten gedachte. Unwillkürlich zügelte er seine Gangart, wie Hansles Birnbäume sich zeigten, in deren Mitte das kleine Häuschen stand. Daß die Gesuchte daheim sei, hatte ihm soeben sein Weib bedeutet, aber nun würgte es Klaus doch die Brust zusammen, als er das enge Stübchen betrat.

Magdalena saß am Sticdrahmen, auf der Nase Großmutter's „Spiegel“, mit den mächtigen runden Professoren-Scheiben und der „möschigen“ (messingenen) verbogenen Einfassung. Sie erschraf sichtlich; ihr ahnte nichts Gutes. Die unzeitige Heimkehr des Nachbarn ließ ja nur Schlimmes vermuthen. Klaus wartete eine Frage nicht ab, sondern begann: „Du, ich muß Dir etwas sagen, ich sag's nicht gern; erschrick nicht so böß, es hat ein Unglück gegeben. Hansle fiel vom Wuhr in den Rhein und —“ „ist todt, gelt“, ergänzte das Weib, indem sie seufzend die Arme auf den Schooß sinken ließ.

„Wir thaten gewiß was wir konnten, Sepp, Ferdi, Lorenz und ich und hatten ihn bald wieder, allein zu spät. Denk es sei ihm wohl gegangen und fasse Dich; Hansle hatte das Alter vor sich mit seinen Beschwerden, die Du auch kennst und sonst — war er ja brav und recht und hat, will's Gott, den Himmel.“

Regungslos hörte Magdalena die Trostesworte. Wie traumverloren blickte sie vorüber an die Wand, wo auf Armslänge der „Appenzeller Kalender“ im Nähmchen steckte. Und nicht von ungefähr that sie das; denn mit einem erleichternden Athemzug und dem tröstlichen Schimmer, den nur kindlich gläubiges Vertrauen über ihre verhärmten Züge breiten konnte, sagte sie jetzt: „Gott Lob und Dank, s'ist emol o no obfi gent!“